

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

192 (20.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Jille . . .

Mietstajernen, Mietstajernen — Südosten Berlins. Vor dem „Theater am Kolonnenplatz“ haben sich die Leute, hier haben die „Elite-Sänger“, eine jener kuriosen Berliner Sängertropfen, ihre Bühne. Aber diesmal gilt es nicht, über ihre Vorstadtmäuschen zu lachen — der Hof des Theaters ist gedrängt voll. Hunderte stehen Leib an Leib, komisches Publikum dies: Künstler neben Arbeiter, die elegante Dame des Westens neben einem alten, zerfetzten Mütterchen. Vor dem Tor warten schneidige Zimmern. Aber das sind bei weitem nicht alle Zuschauer. Jungens sitzen auf den Sofas und herum und die Fenster der anliegenden Häuser sind voll von Jungfrauen — alle fünf Stockwerke scheinen „ausverkauft“.

Dieser Hof hier im Osten Berlins, voll von altem und jungem Volk, voll von Arm und Reich, schweren Jungen und leichten Mädchen, biederer Männern und ehrwürdigen Frauen, auf dem Platz der „Elite-Sänger“ — das ist „Jille-Milid“ — das ist ein Jille-Milid, wie es leicht und lebt. Und um Meister Jille zu ehren, hat sich diese bunte Versammlung hier eingefunden. Die Stadt Berlin hat es nicht für nötig befunden, ihrem größten Sohn ein Standbild zu setzen, seine Freunde und Anhänger müssen aus eigenen Mitteln dem großen Künstler ein Denkmal schaffen. Und es ist richtig, daß sie es in diesen Winkel der Stadt gesetzt haben, wo die Kenner anfangen, in denen er seine Studien machte, wo die vielen „Jille-Kinder“ wohnen, woher er selbst stammt. Er hat nie vergessen, daß er ein Proletarier war, und er durfte stolz auf sich sein. Trotzdem wurmte diesem Menschenfreund und Helfer, daß ihm das Fundament einer realistischen Ausbildung fehlte. Es gibt Leute seines Kreises, die behaupten, daß dieser Schmerz seine ganze Haltung und Physiognomie bestimmte. Und so stellte ihn auch der junge Bildhauer Paul Krensch aus Charlottenburg hin; als schlüßliche, einfachen Proletarier, der seine Knie nie verläugert, auch als er schon über sie hinausgewachsen war, der aus ihr noch alle Kraft zu künstlerischem Schaffen schöpft, und ohne sie zu verlieren, sie liebt, erkrant, ihr blüht. Das Haupt aus Sandstein ist etwas sentimentaler auf Seite geneigt: ein Proletarier, der weiß, was er verloren hat, da er erst in der Mitte seines Lebens so Bewußtsein erwachte — mit der unbestimmten Sehnsucht nach der nie erlebten Jugend.

Wie soll man ein Jille-Denkmal einweihen? Feierlich? Gewiss, ein Orchester hat gespielt und Männer haben gesungen, und dann hat jemand lange und schön geredet — aber den Jungens auf den Mauern tiefen schon die Nasen und das alte Mütterchen konnte langen Reden überhaupt nicht folgen und einem kleinen Straßenmädchen war es nicht erareifend genug. Nein, die Jille-Kinder hatten affektur den Gehmaß ihres Meisters, denn wie Claire Waldoff ein Lied brachte und darauf einen einsamen schlüßigen Sohn — das fanden sie — ehi.

Die Sonne scheint über diesem Hof Berlins, und dann regnet es nützlich, und wieder scheint die Sonne, immer abwechselnd, wie in Jilles Leben und Werken. S. E.

Das Telefon an der Hochspannungsleitung

Es gibt nur wenige Vögel, denen bekannt ist, daß man schon seit etwa 10 Jahren eine Telefonie auf Hochspannungsleitungen kennt, also eine Telefonie auf Leitungen, von deren Spannung man eigentlich annehmen sollte, daß sie die schmerzhaftesten Gefahren für das Leben der Telefonierenden mit sich bringt. Wir kennen ja die Hochspannungsleitungen, am besten durch die drohenden Schieber mit den rot glühenden Blitzen und der Aufschrift: „Achtung! Lebensgefahr!“, und es ist deshalb ziemlich schwer für uns, uns vorzustellen, daß man auf einer solchen Hochspannungsleitung auch Telefongespräche führen kann.

Der Sachmann kennt eine solche Methode des Telefonierens auf Hochspannungsleitungen schon seit langer Zeit. Die völlig gefahrlose Hochfrequenztelefonie auf Hochspannungsleitungen wird besonders von den Elektrizitätszentralen zur Verbindung mit ihren Unterstationen benutzt. Man spart auf diese Weise viel unnötige Drähte und Kabel und kann ohne Gefahr die bestehenden Hochspannungsleitungen auch noch für die Telefonie verwenden. Die Anlage war verhältnismäßig einfach, so lange die Hochspannung der Leitungen nur einige 10.000 Volt betrug. Erst als man aus Gründen der Wirtschaftlichkeit die Spannung der Leitungen immer höher steigerte und die Starkstromtechniker schließlich Anlagen bis zu 200.000 Volt schufen, da wurde auch dieses Problem schwieriger. Aber die Hochfrequenztelefon-Techniker versagten auch vor der neuen Aufgabe nicht, sie mußten sich auch diesen veränderten, gewaltig verstärkten Spannungen anpassen. So ganz einfach waren die Dinge zwar nicht und bis in die jüngste Zeit hinein bestanden doch noch immer nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten.

Erst in letzter Zeit konnte man auf einer 220.000 Volt-Leitung praktische Telefonverläufe erfolgreich durchführen. Auf der 450 Kilometer langen Strecke von Köln nach einem großen Umpannwerk bei Stuttgart ist dieses neue System der Hochfrequenztelefonie zur Anwendung gelangt.

Es ist wirklich kaum vorstellbar, daß derartige kleine Telefon-Apparate mit seiner empfindlichen Membran an einer jener Fernleitungen hängen, die so unheimlichen Spannungen bis zu 220.000 Volt aufgeladen sind. Wer von uns würde wohl wagen, einen solchen Telefonapparat in die Hand zu nehmen, wer von uns würde nicht in ständiger Furcht leben, daß ihn beim Telefonieren die gewaltige Hochspannung einer solchen Anlage augenblicklich töte? Und dennoch besteht nicht die geringste Gefahr für die Benutzer.

Wenn allerdings der schwache kleine Telefonapparat wirklich direkt an der Hochspannungsleitung hänge, so wäre natürlich der sofortige Tod die Folge des Berührens, die Hochspannungsleitung zu Telefongesprächen zu benutzen. Aber die Hochfrequenztelefon-

techniker haben natürlich die notwendigen Sicherungen in Form einer ganzen Kette von Hochspannungsfeldinduktoren zwischen Hochspannungsleitung und dem Telefonapparat geschoben. Diese Kette bildet für den gefährlichen niederfrequenten Wechselstrom der Hochspannungsleitung ein unüberwindliches Hindernis. Sie läßt sie die hochfrequenten Telefonströmungen ungehindert durch. Die Kette der Induktoren, die viele Elektrizitätswerke von belgischen bis zur Tiroler Grenze verbindet, dient also nicht nur zum Kraftausgleich, sondern auch zur telefonischen Verbindung zwischen diesen Werken. Alle Schaltbefehle können von der Hochspannungsleitung in Köln telefonisch an die Unterwerke übermittelt werden.

Das Erlaubnis an dieser, von der Telefongesellschaft erteilten Hochfrequenzanlage ist die Tatsache, mit welcher geringen Kosten hier gearbeitet werden kann. Es genügen wenige Watt, um eine Sprechstunde über eine Kilometer-Kaufmännerei hierzu mehrere tausend Watt erforderlich wären. Carl Frick.

Ein Sprung zu den Schwarzen

Von Kurt Schöpflin.

III. Marrakech

Auch in Marokko leben die Erzeugnisse der Neuzeit zur Verfügung: Auto, Autocar, D-Bus, moderne Hotels. Wir hatte es in Marrakech angetan. Eine Stadt von 200.000 Einwohnern im Atlasgebirge. In einem ganz vorläufigen Autocar fährt man über Settat und Ben Guerir nach dieser lieblichen Stadt. Man ist versucht zu wünschen, daß auch in Europa so tadellose Autocarstrassen wären wie in Marokko. In jedem Tempo fahren die großen schweren Wagen ihrem Ziel entgegen. Neben der Autocarstraße sieht die Karawansenstraße. Unterwegs begegnet man so manchen jenseitigen Heiligen. Ich hatte das Vergnügen, neben dem Autoführer der einsige Weise im Auto zu sein. Neben mir hatte es sich eine hübsche Dame bequem gemacht, die als Islamitin das Kopftuch unter den Augen zusammengeheftet, um ihr Gesicht zu verbergen. Die Fahrt nach Marrakech dauert 40 Stunden und genau so viel zurück. Die Fahrt selbst dauert 4 Stunden. Jede Stunde wird fünf Minuten Pause gemacht in einem Dorf, wo man seinen Durst stillen kann. Gegen die immer gleich bleibende Sonnenhitze schützt man die Augen durch eine farbige Schleierwand. Bald sucht in einfarbigem Verbleichtheit ein rubin glänzendes Maul- tier mit Rüssel vorwärts, bald sieht man Kamelkarawanen, bald Herden von Ziegen, Schafen und Rindern. Einlösig und tolllos nach unseren Begriffen, wenn mit gemächlicher Ruhe die Araber und Berber in jenseitiger Glut ihres Viehes stehen, oder an einem Brunnen hocken. Das Land ist in dieser Gegend von hohen, hartem Gestein bedeckt. Je höher man ins Atlasgebirge kommt, desto mehr bekommt die hügelige Landschaft fasten Charakter. Rötliche Gesteinsmassen herrschen vor. Impoant sind die hellen, schlanken, leichtfüßigen Kamele. Die Vegetation steht achselig, verbrannt aus. Alles wird von Staub überzogen, der reichlich vorhanden ist.

In Marrakech kam mir der Zufall zu Hilfe. Ich wohnte gerade am Hauptplatz. Dadurch konnte ich ungehindert einen arabischen Markt in Augenschein nehmen. Verkaufsstände in unserem Sinne gibt es nicht. Der Araber läßt sich auf den Boden nieder, zieht die Unterhosen an sich, breitet vor sich ein Sackgut aus und darauf die Waren, und los kann es mit dem Verkaufen gehen. Obst, Oliven, Gemüse, Hauskaltgetränke, Kleidungsstücke, Teppiche, kleine Nippgaben, Kamelhaare, Pantoffeln, Lederwaren, feingewürzte Speisen aus Hammelfleisch, Kamelulenteil, Eigelbteile um beim Sandeln und Kaufen wird man von einem Sturzbad Wasser direkt erwischt. Dazu die verführerischen Frauen, die Dschir, Kisten, Bedereien feilschen. Alles ruft auf der Erde, im schönsten Dred und Schmutz. Aber das hält nicht. Es verzwingt mir der Appetit, als ich einen Araber in aller Gemütsruhe eine Milch aus dem am Boden stehenden Eimer weiter schöpfen sah, während ringsherum durch Kamele und Autos eine dicke Dred- und Staubwolke aufgewirbelt wurde. Die antommenden Karawanen machen einen angegriffenen Eindruck. Aber nicht nur die Tiere scheinen ausgepumpt und abgebeht, sondern auch die Führer, die mageren Gestalten der Araber und Berber. Sie alle, Tiere und Menschen, sind von einer dicken Kruste Staub bedeckt. Fast auf Schritt und Tritt wird etwas so irrlin angeboten, soll man irgend etwas kaufen, oder will jemand die Schuhe in Ordnung bringen. Ganz so schmeigen davon, daß man dauernd Zeitungen von kleinen schwarzen Krupfen angeboten erhält.

Marrakech ist eine noch nicht völlig entaubeerte Stadt. Sie besitzt

herrliche Gärten von kaum glaublicher Länge. Dort reifen die herrlichen süßlichen Früchte. Nur ist alles so tollfoll weitläufig. Die Häuser sind groß, aber nach unseren Begriffen tot, da man außen nichts, aber auch gar nichts wie eine dicke Leibe, weißer fensterlose Mauer sieht. So ging es mir auch mit meinem ebenfalls fensterlosen Hotel. Die Zimmer lagen alle zu einem großen Hofe. Die Zimmerlinie führte jeweils direkt in den Garten. Ein Zwickel, der meinen Unterbringungen mit einem Araber bewohnt und der überausbenederliche gebrochen deutschsprachige mir einiges über die Gesellschaften in Marrakech erzählte. Viele aus fremd ammutenden Vorführungen sind durch Lebensverhältnisse dort für die Ehe bedingt. Vor der Eheschließung steht sich das Paar nicht. Keines von den beiden, die heiraten, vorher wissen, um wen es sich handelt. Der Unterbändler, der alles erst nach monatelangem Feilschen der sogenannten Kontrakt fertig ist, der Kaufpreis gesahlt, also das Geschäft erledigt ist, dann erst wird die Braut orientiert. Uralte Sitten verhalten sich bei den Arabern. Während dieser Tortur hat sie ununterbrochen Tränen zu vergießen. Dann wird sie in einen Kasten gepackt und so ihrem zukünftigen Gatten übergeben. Er fährt sie, wohin sie gekommen und wer ihr Gemahl ist. Dabei geht es begrifflichweise manche Überlegungen an. Wenn man schließlich alt und sie jung ist. Nach all diesen Vorarbeiten dann die junge Frau acht Tage das Bett und ein Jahr das Haus nicht verlassen. Als jüngste Frau wird sie von allen im Hause nicht geliebt. Paradiesische Sitten!

In Marrakech, wie in Meknes und Fez findet man die Legionäre. Man sieht Legionäre aber auch unterwegs in Zellkammern. Sonst ist es schwer, an sie heran zu kommen. 80 Prozent der Legionäre in Marrakech sollen Deutsche sein. Man bewundert hier nach Teile des Märchens von Tausend einen Nachf. In den Moscheen findet man wunderbare Holzarbeiten. Viele der Türen und Tore sind aus kunstvoll geschnittenem Bronze. Die Gärten sind in Kuppelform und mit Kaffeebäumen besetzt. Eigenartig sind die blau emaillierten Türen, aus verarbeitete eingeleitet, jenseitig die kunstvoll geschnittenen und verarbeiteten Fensterläden. Als ich fortfahren wollte und mit meinem Kameraden durch die Hoteltür auf den Place Djama-El-Fra trat, sah ich einen Heberfall von dienstfertigen Schwarzen abzuweichen. Ich wollte die hundert Schritt bis zum wartenden Auto mein Gefährt tragen. Einer durfte es aber nachdem es verkauft war, melde ich sich vier dieser Schwarzen Herzen zum Gebemüßigen.

Die Städte in Marokko sind ziemlich gleich. Ausgesprochen schön ist Marrakech. In Marrakech ist ein wunderbares Beispiel der Araber. Die Stadtteile der Einzelhäuser sind ein Gemisch von alten und unbedeckten Gassen, voll von geistlichem Dunst, der alle Arbeit und Interaktion. Ein Ausblick auf die Stadt sieht man richtig die Landschaft, dann erlebt man die Gassen dieser Städte, dann spürt man die jenseitige Glut der Sonne.

Ich hatte noch immer die marokkanische Landschaft und den Wetter, der Wasserträger und Händler klar vor Augen, als ich nach einem eintägigen Besuch Gens und seiner hübschen Sebenswürdigkeiten der Hauptstadt des Marokkanlandes entpflanzte.

Die Himmelschühe

Novelle von Louise Schulze-Brück

(Nachdruck verboten.)

Copyright by Hesse u. Bieder Verlag, Weisnia

VIII.

Langsam ging der Doktor eine Stunde später den Hohlweg hinan zum Häuschen der Busche-Vies. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und sah gedankenvoll vor sich hin. Der Stod mit der Eisenbeinröhre lüchtete bestig hin und her, zuweilen zog er ihn rasch nach vorn und führte einen Luftstoß.

Das Häuschen der Busche-Vies war verschlossen. „Die is noch in Kirchhof“, jagte ein kleines Mädchen, das mit einem Strauß Mohoblumen in der Hand des Weges kam.

„Nach dem Kirchhof? Na, das ist ja nur ein Sprung.“

Und er stieg ein bisschen beschwerlich den steilen Weg hinan und ließ das einatretete Tor auf.

Er stand in einer grünen Wildnis. Im Sommer hat der Bauer keine Zeit zur Gräberpflege. Hohe Blütenholme des Grafes rauschten schon halb vertrocknet im Winde. Violette und rosa Meleien badeten ihre Gloden in der Sonne. Weiße Rosen blühten auf vermittelten Sträuchern, die Kose Unika, die so recht die Kose des Grabes ist. Und der Doktor nickte den Kreuzen zu. Er hatte sie alle gefasst, die da lagen. Alte, die sich arbeitsmüde und Lebensfart hier zur letzten Ruhe gestreckt und Junge, die noch mit aller Kraft und Fähigkeit am Leben geborgen hatten.

Zwischen den Tannen und den Rosenbüschen hindurch sah er die Vies. Sie arbeitete eifrig an einem Grabe, ebnete die aufgeschachte Erde.

„Die Busche-Vies“, sagte er erstaunt.

Sie ließ die Harte sinken und richtete sich auf. Ueber ihr noch immer schönes Gesicht lag eine leichte Kote. Und wie sie in des Doktors tragendes Auge sah, nickte sie.

„Na, Herr Doktor, das is schon so, da liegt er.“

„Und Ihr macht sein Grab in Ordnung?“

Sie nickte ernsthaft.

„Da is feiner, der das tut.“

„Und Ihr tut das, Vies? Heute?“

„Ja, Herr Doktor. Er hat mir böses tun wollen mit seinem letzten Atemzug — das ist sein Willen gemein — sein Willen ist nicht geschehen. Und ich hab ihm Böses tun wollen, mein Willen ist auch nicht geschehen. Er ist tot und ich bin lebendig. Er hat die Sünde fortgerben wollen, ich will sie zum Guten lenken. Er soll in Frieden ruhen, ich will noch mein Teil Arbeit tun. Ich bereue nichts, ich steh für das, was ich getan hab — aber nun ist das vorbei, nun hab ich ihm versiechen. Da liegt meine Mutter, da liegt er. Wo sie mich hinleiten, da will ich rubia schlafen.“

Der Doktor hatte sich auf einen umgekehrten Grabstein gesetzt.

„Seht, Herr Doktor“ — die Busche-Vies wies auf den Strauch Herrgottschühe, der noch voll Blüten war — „das hat auf dem Grab zu Füßen geblüht, wie ich das erstmal herkommen bin.“

Der Doktor sah den blühenden Busch an.

„Ja, Vies, was kann der kleine Mensch dem großen Geleht gegenüber? Und das große Geleht in uns, das geht über das kleine Menschengesetz. Sein Bestes muß man tun. So ist mans verkehrt. Und wie wir selber unsern Weg bauen — raub oder geistig — darauf kommts an. Mit bloßen Füßen müssen wir ihn zuletzt alle gehen, ob wir die Himmelschühe anhaben oder nicht.“

Die Busche-Vies hob die Harte auf die Schulter.

„So, Herr Doktor, nu bin ich fertig. Mein Vaterunser hab ich schon abget!“

Der Doktor nickte ernsthaft und schweigend ging er neben der Busche-Vies den Hohlweg hinunter.

Vor ihrem Häuschen blieb er stehen und schüttelte ihr kräftig die Hand.

„Na, Vies, wie ist Euch denn sumut? Und wie denkt Ihr, daß das gehen soll mit den jungen Leuten?“

„Gut ist mir sumut, Herr Doktor. Und das andere, das muß kommen, wie es muß. Wie es Recht und Gerechtigkeit ist. Darauf wart ich.“

„Es wird ein schwer Stück Arbeit werden, Vies, und für Euer Kind ein schwerer Stand.“

„Ja, Herr Doktor, aber das muß sie durchmachen und soll sich nicht hüten davor. Und ich helfe ihr.“

Der Doktor ging den Weg hinan ins Dorf zurück. Er wendete sich noch einmal um. Da stand die Vies starr aufrecht, groß und kräftig. Die Abendsonne bestrahlte sie, und sie stand wie in einer Glorie.

(Ende).

Technologie prähistorischer Werkzeuge

Der in Karlsruhe ansässige Privatgelehrte Friedrich Schlegel hat auf Einladungs des in diesem Jahre in Mainz vom 9. August festgesetzten Anthropologischen Kongresses in Bonn ein Gebiet der Prähistorie unter manufakturlogischen Gesichtspunkten vorzutragen. Herr Schlegel behauptet die prähistorischen Werkzeuge (Arbeitsstoffe) als rein technische Gebilde und seinen Ausführungen nach ein weiteres Motiv bei der Bewertung aller Werkzeuge, auch die heutigen, eine unmittelbare oder mittelbare Handlung des Menschen und der Benutzung als das Maß aller Wertes. Darauf kennzeichnet er die Werkzeuge als das Gebilde, die eine Hand und eine Arbeitsweise herstellen, die sich bildete weiter sein Kuppelverfahren, mit welchem er die Grundhaltungen der Hand und damit die vier Grundformen der Handarbeit näher zu erkennen gab.

Auf die Arbeitsweise näher eingehend, bestrich Schlegel auch die vier Grundformen, die er mit den geometrischen Symbolen bezeichnete: Punkt für Bohren, horizontale Linie für Trennen, waagrecht liegende Linie für Kratzen und Wiederschlagen. Die Kanten der Steinwerkzeuge nebst aus von den großen Grundformen der Steinwerkzeuge und der Formwerkzeuge und in Trennen, die dann wieder unterteilt in Flammwerkzeuge und in Trennwerkzeuge und für die Trennwerkzeuge benutzt man die eben erstellten Symbole. — Um eine Wertescharakteristik zu ermöglichen, wird die Arbeitsweise der Arbeitsstoffe vermessen. Schlegel stellt sich, wie Herr Schlegel ausdrücklich betont, nicht die in den verschiedenen Stadien der Entwicklung der Steinwerkzeuge liegenden Feuersteinwerkzeuge sein. — Interessant waren auch seine Ausführungen über die Schneidfähigkeit von frisch geschlagenen Feuersteinen. Er hatte festgestellt, daß viele der Steinwerkzeuge fähigkeit eines besonders sorgfältig geschliffenen Trichterens nahe kommen.

Am Schluß seines Vortrages berührte der Redner die Zusammenhänge zwischen der Paläotechnik und seinem eigenartigen großen Forschungsgebiet der Manufakturlogie. Die Manufakturlogie oder Sonderkulturlehre befaßt sich mit der Entwicklung der Abhängigkeit von Hand, Werkzeuge und Werkstoff, wobei der Werkstoff alle konkreten und abstrakten Kulturpflanzen umschließt. Er sagte: „Ich meine, daß sich mit dem Gehirn allein keine Kultur schaffen ließe und daß nur immer durch die Hand alles aktiviert werden kann.“ Bemerkenswert ist auch seine Ausführungen für seine Bemerkungen einen arabischen einmündigen für die Entwicklung anzunehmen gemutungen ist. — Die Ausführungen fanden allgemeinen Beifall und wurden als Referat in der Zusammenfassung der Urforschungsarbeiten angelehen.